

Nr. 128. Bromberg, den 14. Juli 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

18. Fortsetzung.

Der erste Tagesschein dämmerte eben vor dem Fenster, als Rose Feldner von einer leisen Berührung geweckt wurde. Die Herrin stand, fertig zum Ausgehen angekleidet, vor ihrem Bett.

„Ich fahre nach Oli ula, komme morgen oder übermorgen zurück." Noch einige Anweisungen, behutsames Abschiednehmen von den schlafenden Kindern, und die Tür schloß sich wieder hinter der Frau. Einige Zeit darauf klang Räderrollen vor dem Hause und verlor sich in der Kaffeeallee.

*

Der hohe leichte Zweiräder trug Martha Uffrecht aus der Frische des Bergmorgens abwärts, der Treibhausatmosphäre der Küste zu.

Leidlicher Fahrweg führte eine lange Zeit durch den Busch. Zu beiden Seiten undurchdringliche grüne Wand. Urwaldriesen ragten, von Orchideen, Moosen, von ungezählten Schmarotzern bedeckt und durch sie unlöslich miteinander verbunden. Am Wegrand drängten baumhohe Farne aus ewigem Dämmergrün zum Licht. Wie Triumphbogen schwangen sich Lianen hoch über dem Fahrweg, auch sie üppige Schmarotzerlast tragend. Dichtes, hohes Gras deckte den Weg und die einsame Fahrerin mußte die Zügel scharf angezogen halten, denn dieser taufunkelnde Teppich barg viel Gefahren, große Steine, herabgebrochene Äste, vom Regen ausgewaschene Erdlöcher und Rinnen. In unregelmäßigen Serpentinen ging es bergab, an einzelnen Stellen sehr steil. Einmal lag gerade am Fuße eines solchen Hanges ein umgebrochener Baumstamm quer über den Weg. Man hatte wohl einmal mit Räumungsarbeiten bei ihm angefangen und die Äste abgesägt. Aber gerade das erhöhte seine Gefährlichkeit, denn so wurde er erst im letzten Moment zwischen dem Grase sichtbar.

Trotz Bremse und stärkster Zügelhilfe war der Buggy an dem steilen Hang in rascheres Rollen gekommen. Eher, als die Lenkerin, bemerkte das Pferd das unten lauernde Unheil. Es hemmte mit solcher Plötzlichkeit den Gang, daß die Frau um ein Haar aus dem Wagen geschleudert wäre. Sie mußte absteigen, den Weg untersuchen. Das Hindernis konnte nicht neu, ein Durchkommen mußte möglich sein.

Ah, drüben, ganz dicht am Waldrand, war der Stamm durchsägt, eine Pforte geschaffen. Mit großer Mühe brachte sie den Buggy hindurch.

Bei all dem war sie ganz ruhig geblieben. Erst als sie wieder im Wagen saß, überfiel sie ein leichtes Zittern. — Wie — wenn die Fahrt nur noch um ein weniges schneller gewesen wäre? Wenn man sie dann später — hier gefunden hätte? Solch totes Stück Holz, — ganz auslöschen hätte es sie können. Nein, nicht das Holz — das Schicksal — Gott! Doch das konnte ja immer geschehen, täglich — stündlich — in jeder Minute. Aber nur heute — nur jetzt noch nicht! So durfte ihr Mann sie nicht verlieren, erst mußte er wissen. Erst mußte sie ihm das Neue bringen, das in ihr war.

Und dies Muß nahm nun ganz von ihr Besitz. Verschwunden war die plötzliche Schwäche. Fester faßte die Hand die Zügel. Mit zusammengepreßten Lippen und scharf spähendem Blick lenkte sie unendlich vorsichtig das Gefährt weiter bergab, mit aller Willenskraft ihre Ungeduld meisternd.

Nun war der Busch zu Ende, es ging an den ersten Pflanzungen vorbei, und bald rollte der Wagen auf gut chaussierter Straße. Die Küstenschwüle schlug ihr entgegen. Wie einen einhüllenden dampfenden Mantel empfand sie die, nach der Bergfrische da oben. Etwas kühler würde es wohl in Oli ula sein. Nicht viel, wenigstens tagsüber nicht. Aber wenn es auch in die Hölle gegangen wäre — sie mußte zu ihrem Manne.

Ihr Weg führte durch Villenstraßen der Stadt. Als sie am Apiaberg vorüberkam, von dessen halber Höhe „Villa Vaea" herabgrüßte, überlegte sie einen Moment. Dem Pferd wäre eine kurze Rast eigentlich dringend nötig vor der Weiterfahrt, die nun dauernd bergauf führte. Stets hatten sie hier Station gemacht. Dann aber scheute sie die fragenden Augen der Freundin, von der sie sich doch erst gestern Abend getrennt. Energisch parierte sie das Tier, als es, wie selbstverständlich, in die bekannte Einfahrt abbiegen wollte.

Nun noch die Vaitelestraße, und dann war endlich die direkte Richtung auf Oli ula zu gewonnen. Ach, wie wohl vertraut war hier der Weg! Trotz der inneren Aufregung stellte sie als echte Pflanzerfrau mit Befriedigung fest, wie tadellos schwarz gejätet die Kulturen Buggeles waren. Wie sollte sie nicht? Sie hatte ja noch die Buschwildnis gekannt, die hier einst den Weg gesäumt. Und dann, als die niedergesunken war, die jungen Pflänzchen hochkommen sehen, hatte sich die ganzen Jahre beim Vorüberfahren an ihrem Wachstum gefreut.

Da stand Mutter Kionkas „Kaffee Papaseea" rechts am Weg. Dieser merkwürdige Ausschank, der jedem Gast so eine Art traulichen Tantenheims bot. Betrieb war in dieser frühen Stunde nicht zu bemerken, mit umständlicher Gründlichkeit putzte der Chinese gerade die Veranda.

Ob sie hier Rast machte? Unsinn! Sie kam ja gleich durch den Fuluasou, da konnte das Pferd trinken. Unter Menschen mochte sie nicht, selbst mit Mutter Kionka hätte sie jetzt nicht sprechen können.

Als sie um weniges später am Flußufer vor der Furt hielt und das schweißbedeckte Pferd tränkte, kam die Erinnerung an den ersten Aufenthalt an dieser Stelle. Damals, er sie von der „Tofua" abgeholt hatte! Als wildfremder Mann hatte er da neben ihr gesessen.

Auf dem ganzen weiteren Weg blieb nun das Gedenken an diese erste Stunde an seiner Seite. Hier, an dieser Wegbiegung, war es gewesen, wo sie ihn so verletzt hatte mit ihrer Sprödigkeit. Welch Schäfchen war sie doch damals gewesen — trotz ihrer dreißig Jahre!

Eine gute halbe Stunde später durchrollte der Buggy die Fikusallee Oli ulas.

Freudiges Staunen lag auf dem sonst so unbeweglichen Gelbgesicht Ah Sings, als er der Herrin aus dem Wagen half. Die Schlitzäuglein strahlten.

Der „Master" war nicht im Hause, war in der Pflanzung. Natürlich. Das hatte Martha gewußt, erst in der Mittagstunde würde er zurückkehren. Lächelnd winkte sie Ah Sing ab, der gleich laufen, und ihre Ankunft melden wollte.

Jetzt hatte sie Zeit, zu warten!

Heiße Heimkehrfreude quoll hoch beim Durchwandern des Hauses. Wie fürstlich die Räume schienen, wie hoch und weit, gegen die gedrängte Unterkunft oben auf der Farm! Und wie lieb — lieb und traulich!

Nach Bad und spätem Frühstück regte sich die hausfrauliche Hand. Sauber hatte Ah Sing alles gehalten. Und doch fehlte viel. Sie rückte und ordnete, legte Deckchen auf, füllte die Vasen mit frischen Blumen.

Und dann wartete sie.

Von weitem sah sie ihn, den Pflanzungsweg entlang, auf das Haus zukommen. Das Herz dröhnte förmlich in der Brust. — Wie hatte sie es ihm doch sagen wollen, das mit der verstehenden Liebe?

Mitten im Eßzimmer stand sie, als er ahnungslos eintrat. Es gab ihm ordentlich einen Stoß, sie so plötzlich vor sich zu sehen.

„Ja — Martha — wie kommst du her? — Ist etwas passiert?"

Wo waren sie, all die schönen Worte, die sie sich ausgedacht? Weggeblasen waren sie!

Mit nassen Augen, halb lachend, halb weinend, streckte sie die Hände nach ihm aus.

„Du — willst du mich denn noch haben? Ich war ja ein gräßliches Schaf!"

Und da hielt er sie auch schon an seinem Herzen.

8.

Ruhe und Frieden über den Inseln, deutscher Fleiß, gesegnetes Schaffen!

— — — — — — — — — — —

Bis daß auch da hinein zerstörend der Weltbrand kam.

— — — — — — — — — — —

Einstweilen war es noch ein friedliches Feuer, das zum Himmel aufschlug auf dem Neuland von Oli ula — reinigende Flammen, Feuer der Arbeit.

In wenig Monden hatte die Sonne das gefällte Holz so weit getrocknet, daß nun das Letzte zur Urbarmachung des Waldbodens getan werden konnte.

Überall auf weiter Fläche glühten die Brände, stieg dunkler, schwelender Rauch auf, der, vom Passat gefaßt, sich in dichten Schwaden über das Land legte.

Mitten in Glut und Rauch stand der Herr — befehlend — anordnend — unterweisend. Feuer der Erde und Glut des Himmels — sie erzeugten vereint eine Hölle. Trotz des schützenden Tropenhelms hing dem Manne die verbrannte Haut in Fetzen vom Gesicht, die nackten starken Arme trugen dicke Blasen, die Augen waren vom beizendeen Rauch geschwollen.

Doppelt und dreifach mußte der Herr bei dieser Arbeit seine eigne Person einsetzen. Denn ein paar vom Wind verwehte Funken — sie konnten jetzt, in der trockenen Jahreszeit, die alten Bestände, die Arbeit von einem Jahrzehnt, in Asche legen, zu heftiges Feuer konnte den neuen Boden verbrennen und für Jahre hinaus untauglich machen.

Eben schritt Uffrecht nach den Bränden am äußern Rand des Neulandes. Näherkommend, sah er züngelnde Flammen am Boden entlangkriechen.

Mit raschen Sprüngen, über Stämme und Lavablöcke fort, stürzte er dem Brandherd zu und rief seine Leute. Dem ersten riß er den Spaten aus der Hand und schaufelte selbst mit machtvollen Stößen Erde auf die gierigen Feuerzungen, die nach seinen Kulturen hinüberlecken wollten.

„Uffrecht! Uffrecht!" klang da eine deutsche Männerstimme in die Höllenglut.

Der Gerufene horchte auf. Auf den Spaten gestützt, stand er da, und eine seltsame Unruhe ergriff ihn.

Die Stimme, die da gerufen, die kannte er wohl — aber der Klang darin — —

Was klang da mit? — — —

Durch den Rauch drang die Gestalt des jungen Nachbarn Roß. Mit einem letzten langen Schritt stand der jetzt vor dem Wartenden, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn.

„Uffrecht! Wir — Deutschland steht im Krieg — im Krieg gegen eine Welt von Feinden!"

Da sank dem Manne der Spaten aus der Hand — —

„Und wir hier? — Wir können nicht — —"

Wortlos umfaßten sich die beiden starken Männer.

— — — — — — — — — — — — —

„Und wir hier draußen — wir können nicht helfen! — Zur Ohnmacht sind wir verdammt! — Nichts, nichts können wir tun!" Das war der Schrei, der auf der einsamen Insel in allen deutschen Herzen hallte.

Das Volk in Not — die Heimat bedroht — und nicht helfen können!

Was galt es gegen dies Furchtbarste, daß der Feind auch in *dieses* deutsche Land kam?

Wohl war es vernichtend, mit wehrlosen Händen zusehen zu müssen, wie er Besitz ergriff von den so heißgeliebten Inseln. Wohl war es schier unerträglich, zu erleben, daß die stolzen deutschen Farben niedergeholt wurden und das feindliche Banner nun über dem Lande wehte. Aber was galt dies gegen das verzweiflungsvolle Gefühl, daheim nicht helfen zu können?!

Was war es, was damals die deutschen Herzen zu zersprengen drohte? Was da aufstieg aus tiefsten Tiefen?

„Kriegspsychose?"

Ein feines Wort — ein ausgetüftelt feines Wort! Ein Gift dies Wort, ein Gift zur Markerweichung!

Nein! Was da auf dem ganzen Erdball in allen echten deutschen Herzen aufstieg, das war nicht Krankheit. Es war die Urgewalt, die seit äonenfernen Zeiten in allem starken Leben rang. Es war der Ruf von Millionen Ahnen, der da in edlem deutschen Blut erklang! Es war die Kraft, die einst den Menschen formte — zu Höhen führte aus des Urstoffs Masse — war aller Kräfte Kraft: Es war der Wille — — zum Leben — zu der eigenen Art — der Rasse!

— — — — — — — — — — — — —

Vor der Größe des Geschehens fiel alles Kleine im Leben der Menschen zusammen, schwand, als wäre es nie gewesen.

Vor dem Ruf: „Volk in Not!" — was bedeutete da das Schicksal des Einzelnen?

Die Zeiten, sich persönlichem Glück hinzugeben, waren vorbei — es kamen Zeiten schweren Ringens.

Der Feind war erst kurze Zeit im Lande, als eines frühen Morgens der laute Ruf ihres Mannes Martha aus dem Schlafe riß.

„Frau! Martha! Auf! — Unsere Flotte ist da!"

Die von der Heimat Abgeschnittenen erlebten den gewaltigsten Augenblick ihres Lebens, — erlebten hier draußen am Ende der Welt, über der der Kriegsgott seine Geißel schwang, Deutschlands stolze Wehr!

Im Lichte der aufgehenden Sonne lagen sie unten auf der Reede vor Apia, die — ach, so wohlbekannten — herrlichen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau".

Silberschimmernd hoben sich ihre Panzer von der ruhigen, blaßblauen Wasserfläche ab und stolz wehte von den Masten die deutsche Kriegsflagge in der Morgenluft!

Nie werden sie, die das erlebten, dies Bild vergessen!

„Geliebte, jetzt gilts — jetzt gibt es Kampf! Jetzt muß ich hinunter."

In übermächtiger Erregung warf sie sich an seine Brust, und er drückte sie an sich in wilder Ekstase.

„Ja — liebster Mann — geh nur — geh!" Und hinunter sprengte Uffrecht, dem Strande zu.

*

Es wurde nicht Kampf! Es wurde bittere Enttäuschung!

Die Schiffe hatten den Kiel gewandt und dampften westwärts ab. Als Uffrecht den Strand erreichte, waren sie längst hinter der westlichen Landzunge verschwunden. Er aber wurde, wie alle deutschen Männer, die an dem Tage außerhalb ihres Hauses betroffen waren, für vierundzwanzig Stunden eingesperrt.

Andere Pflanzer aus Uffrechts Bezirk hatten sich bewaffnet auf verstecktem Buschweg nach der Westseite der Insel begeben, in der Annahme, daß die Schiffe dort landen würden. Sie wollten sich als Wegweiser und Kämpfer zur Verfügung stellen. Denn was anderes als Kampf — Kampf um dieses deutsche Kleinod — konnte das Erscheinen der Kreuzer bedeuten — —?

Diese Männer ereilte, wenn auch etwas später, ein ungleich härteres Schicksal. Sie wurden mit noch vielen andern nach Neuseeland in Kriegsgefangenschaft geschleppt, wo sie bis zum Ende des Krieges verblieben.

Unter ihnen war auch Hartmann. Mit wundervoller Standhaftigkeit trug Ilse, die ihr zweites Kind erwartete, ihr schweres Los. Uffrecht wollte sie sofort in sein Haus nehmen, aber sie weigerte sich. Sie wollte den Besitz des Gatten allein verwalten, und ist ihm einige Zeit auch eine treue und umsichtige Hüterin gewesen.

Erst als auf einer andern einsamen Pflanzung die ebenfalls allein dort wohnende Hausfrau von einem Chinesen überfallen wurde, ließ sie sich bestimmen, mit ihrem zweijährigen Töchterchen nach Oli ula überzusiedeln. Die frühere Sicherheit im Lande war dahin. Deutsche Frauen ohne männlichen Schutz waren vogelfrei, waren den Überfällen von Kulis und feindlichen Soldaten ausgesetzt.

Uffrecht stellte auf Hartmanns Pflanzung einen tüchtigen jungen Beamten als Verwalter ein.

*

Es kamen die Nachrichten der Heldentaten daheim. Wie jauchzten die deutschen Herzen hier draußen! — —

Die englischen Zeitungen brachten Auszüge aus deutschen Blättern in Übersetzung und äußerten Erstaunen und Entrüstung darüber, daß der deutsche Zorn gerade England vor allen andern Feinden galt.

Die Deutschen hier draußen aber fühlten ganz mit ihrem Volk und verstanden diesen Zorn. Trotzdem warf, als man einmal wieder im vertrauten Sonntagskreis zusammensaß, der junge Roß die Frage auf:

„Weshalb eigentlich gerade gegen England dieser Zorn, dieser Haß? Wir empfinden „Haß" doch nicht gegen Ruß-

land, vielleicht nicht einmal gegen Frankreich." (Ach damals!) „Warum gerade gegen England?"

„Weshalb?" rief Uffrecht heftig. „Haß liegt ja dem Deutschen überhaupt nicht. Weshalb sollte er Schwächere oder Fremde hassen? Nur weil sie ihm zu schaffen machen? Aber mit England ist das anders. Englands Faust ist stark — würgt uns erbarmungslos an der Kehle. Und diese Faust ist Bruderfaust, und ihr Mord ist Brudermord! Germanen sind sie, wie wir, und der Blutsverrat ist es, der diesen Haß entzündet."

„Haß! Er ist wohl nötig im Krieg — sonst wäre es ja ein kaltes Morden", sprach Martha nachdenklich. „Ich meine aber, nötiger noch als Haß wärem unserem Volke das Bewußtsein des eigenen Wertes!"

Wie in weite Fernen schweifte ihr Blick über Land und Meer hinaus. In zögerndem, leisem Ton sprach sie weiter:

„In letzter Zeit ist mir oft ein Gedanke gekommen, immer wieder, bis er zum Glauben, zum Wissen geworden ist: Alle Germanen sind doch Brüder, wenn auch jetzt noch feindliche. Aber in einer fernen schönen Zeit werden sie alle einmal ein einiger Stamm — ein einig Volk von Brüdern — ein Germanien sein!"

„Um Gotteswillen, Frau! Bist du plötzlich, mitten im Weltkrieg, Pazifistin geworden? Oder international?"

Lächelnd schüttelte sie das Haupt.

„Nein. Deutsche bin ich. Und kampfesfroh. Denn ich bin gesund, ich will leben — und leben heißt kämpfen! Und wenn wir als Volk weiterleben wollen, so müssen wir diesen Kampf zu Ende kämpfen. Und mit Gottes Hilfe zu einem guten Ende. — Aber du selbst sprachst eben das Wort vom Bruderblut. Fühlt das denn nicht jeder Einzelne? — Kommt nicht gerade daher dieser zornige Haß?"

„Und du meinst, dieser Haß könne jemals verschwinden? Wir könnten je vergessen? Was für eine Politik —"

„Du verstehst mich falsch. Nicht Politik — Rassen- und Menschheitsgeschichte ist es, was ich denke. Ich meine Zeiten, die dem Heute vielleicht so fern sind, wie der Steinzeitmensch uns Lebenden. In denen vielleicht Meere rauschen, wo jetzt Festland grünt. und wiederum Länder Meere verdrängt haben werden. Aber einst — ich fühle, ich weiß es — einst wird doch ein großes, starkes, einiges Germanenvolk auf dieser Erde leben!"

„Im ewigen Frieden etwa?" klang es spöttisch dazwischen.

„Nein. Im Kampf! Im Kampf ums Dasein. Aber nicht im gegenseitigen, sondern im gemeinsamen Kampf, im Kampf gegen fremde Rassen, die es auch in fernsten Zeiten geben wird. Gegen die sich zu behaupten wird es gelten."

(Schluß folgt.)

Das „Grab der Helena".

Mehr als in irgendeinem der früheren Jahre wird gegenwärtig die französische Riviera von Fremden besucht. In Nizza, in Monte Carlo, in Cannes begegnet man einem internationalen Sprachgewirr, in dem das Französische fast verschwindet. Das behaupten wenigstens die französischen Zeitungen, die diesem Fremdenstrom, der sich in der Zeit des Frankensturzes über ihr Land genau so ergießt, wie über uns während der Inflation, mit gemischten Gefühlen entgegensehen. Bekanntlich ist ja, wie ein französischer Kaffeehausbesitzer für sein neueröffnetes Café die beste Reklame machte durch ein Riesenplakat, auf dem zu lesen war: „Hier wird auch französisch gesprochen."

Namentlich von England aus wird Südfrankreich augenblicklich überschwemmt. Die Engländer sind nicht besonders gern gesehen, denn man weiß, daß sie höchst sparsam veranlagt sind und jede über das Durchschnittsmaß hinausgehende Geldausgabe vermeiden. Neben dieser praktischen Veranlagung zur Sparsamkeit besteht aber bei den Engländern, oder doch wenigstens bei den Engländerinnen, ein gewisser Hang zur Romantik. Man ist leicht gerührt und ergeht sich in sentimentalen Anwandlungen, wenn ein äußerer Anlaß dazu Gelegenheit bietet. Darauf hat der Präfekt von Port Cros spekuliert, einer kleinen Insel, die zu der Gruppe der Iles d'Or, der Goldinseln, gehört, die von den Fremden gern besucht wird. Früher sah man sich die Insel an und fuhr nach einer Stunde weiter. Heute gibt es viele Paare, die tagelang auf der Insel bleiben. Denn Port Cros ist plötzlich berühmt geworden, durch das „Grab der Helena".

Sobald die Besucher das Schiff verlassen haben, tritt ihnen ein Führer entgegen mit der Frage, ob sie nicht das „Grab der Helena" besichtigen wollen. Das „Grab der Helena" — das klingt lieb, romantisch, wehmütig, und man fragt natürlich, was es mit diesem Grab für eine Bewandtnis hat. Und nun erzählt der Führer eine rührende Geschichte, deren Heldin die schöne Helena ist, eine Geschichte voll Liebe und Leid und Entsagung, so daß den englischen Misses die Augen naß werden und sie zum Schnupftüchlein greifen. Natürlich möchte jeder das Grab sehen. Und nun geht es nach einem Hügel, von dem man einen wundervollen Ausblick über die Insel und das Meer hat, und hier steht auf dem kleinen Friedhof ein Kreuz, das schöner und größer ist, als all die anderen und sofort die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich lenkt. Das Kreuz bezeichnet, wie der Führer wieder erklärt, die Stelle, wo die Heldin der Liebesgeschichte auf immer ausruht und er vergißt nicht hinzuzufügen, daß man das alles viel schöner und ausführlicher und besser, als er es zu erzählen vermag, in einem Roman lesen könne, den er den Herrschaften zum Kauf anbietet. Pro Stück fünf Franken, ein Spottpreis. Jeder ersteht natürlich das Buch als teures Andenken.

Es befinden sich vielleicht auch Hochzeitsreisende unter den Besuchern. Die sind, wenigstens der weibliche Teil, besonders gerührt. Sie möchten das Stück Erde, das so viel Liebe, so viel Glück und so viel Leid gesehen hat, nicht sofort wieder verlassen. Und sie mieten ein Zimmer in dem einzigen Hotel, das die Insel besitzt, und bleiben ein paar Tage. Niemand ahnt ja, daß der Präfekt von Port Cros die Geschichte vom „Grab der Helena" erfunden hat, um die Fremden anzulocken. Es ist ja sicher nicht schön, aus purer Gewinnsucht an die Tränendrüsen von ahnungslosen Besuchern zu appellieren, aber es ist sicher geschäftstüchtig. Man tut eben sein Möglichstes in Zeiten, wo der Franken derart fällt.

Im eigenen Element.

Skizze von **Elsbeth Friedrichs**, Losone.

„Es ist doch eine reine Unmöglichkeit, daß man da droben in dem alten Turm, direkt unter Ziegeln und Sparren, wohnen kann. Die Hitze im Sommer, und im Winter der Nordost, nein!"

„Ganz so schlimm ist's nicht, Herr Direktor. Ich habe, nachdem der Turm ausgeräumt war, Decke und Wände noch verschalen lassen und die elektrische Leitung hineingebracht. Der Bewohner bekocht, beheizt und beleuchtet sich elektrisch. Scheint ihm gut zu bekommen; war noch nie krank in all den zehn Jahren, seitdem er da haust. Früher war der Turm — Sie werden sich dessen noch entsinnen aus Ihrer Studienzeit — ein Bücherboden, der wie das ganze Gebäude zu unserer Verlagsanstalt gehörte. Als wir das Hauptgeschäft verlegten, mußte geräumt werden, denn der alte Turm barg Raritäten, Tabulaturen, Mensuralnotenschriften aus frühen Jahrhunderten, ach, versteh' nichts davon. Es war kein Sachverständiger für diese Sortierungsarbeiten zu finden, bis der Zufall uns diesen Mann zuführte. Vom August bis November hat er's geschafft und uns wahrlich den größten Dienst dadurch geleistet. Als er dann den Vorschlag machte, dort oben als einziger Bewohner des Gebäudes seine Wohnung aufzuschlagen, geschah natürlich alles von unserer Seite, ihn zu befriedigen."

„Wer ist der Mann?"

Ein Achselzucken. „Schweigt über seine Person und sein Schicksal wie das Grab. Sicherlich ist er aus seinem Element geworfen, ja, ich habe sogar manchmal gedacht, das sei einer, den die Welt einmal gekannt hat, der jetzt nicht mehr gekannt sein will. Hat ständig Hausarbeit für Kristall und Kristallimitation, ist also seines Zeichens Glasschleifer. Darf ich fragen, Herr Direktor, warum unser Turmbewohner Sie so interessiert, daß dieses Interesse Sie zu mir führt?"

Warum? — Ach, vielleicht bin ich auf dem Irrwege. Ich sah ihn gestern. Drüben im Konzertsaal unseres neuen Konservatoriums war der prächtige Blüthner-Flügel aufgestellt worden. Im Vorbeigehen sah ich die Arbeiter herauskommen und trat selbst ein. In der offenen Saaltüre stutzte ich. Da stand ein Mann und strich unaufhörlich über die glänzenden Holzteile des verschlossenen Flügelkastens. Die Sache hatte etwas Eigen — etwas, ich möchte sagen, Ergreifendes. Der Mann mußte wohl so einen Animus haben, daß er beobachtet wurde. . . . Plötzlich wandte er sich um, und unsere Blicke trafen sich. Es war nur ein Augenblick, dann ging er, den Rockkragen emporschlagend, mit kurzem Gruß an mir vorüber und verließ das Gebäude. . . . Mir war, als habe ein elektrischer Schlag mich berührt. Dieser Mann — ja, er muß es selbst sein — hängt auf's engste zusammen mit, mit . . ." Der Sprechende zog die Uhr: „Die Pflicht ruft, verzeihen Sie, Herr Doktor, ein andermal mehr davon, wenn ich Klarheit habe." —

Am frühen Nachmittag dieses Tages saß der Turmbewohner in der geräumigen Nische vor seinem mit Schleifwerkzeugen beladenen Arbeitstisch. In der Hand hielt er einen Glasklumpen, dem Form zu geben er sich anschickte. Die Nische empfing durch ein schräg über dem Arbeitstisch

befindliches Fenster übergenug Licht, so daß das Glas blitzte und blendete. Er zog die grüne Seidenpapiergardine herab, öffnete das Fenster und ließ die balsamische Luft des ungewöhnlich warmen Apriltages hereinströmen. Dabei streifte sein Blick die lange Fensterreihe des neuen Gebäudes gegenüber und sah, daß auch die Flügel offenstanden. Sich schnell abwendend vertiefte er sich sodann in seine Arbeit. Ein Fahrzeug als Briefbeschwerer sollte entstehen, schon trat die Form der unteren Platte hervor. Drüben wurden Orchesterinstrumente gestimmt. Eine Viertelstunde später setzte eine Ouverture ein. Der Glasformer arbeitete emsig weiter. Wiederholungen und dann das ganze Werk da capo. Man hörte die Stimme des Dirigenten, hörte seinen Schlag auf das Pult. Und nun kamen Klänge herüber aus längstvergangenen Zeiten: die Einleitung des Beethovenschen Esdurkonzertes. Da begann das Klavier, klar und rein. Gleich Engelsköpfchen schwebten die Terzenpaare holdselig daher und riefen im Turmzimmer einen bebenden Seufzer wach; aber der Glasformer arbeitete emsig weiter. Als der letzte Satz daherstürmte, ging die Arbeit des Glasformers in das gleiche Tempo und den gleichen Rhythmus über.

„So, meine Damen und Herren, morgen weiter um dieselbe Stunde." So der Dirigent. Die Probe war vorbei und der Glasformer stürmte weiter und weiter. Die Sonne war längst herunter, das elektrische Licht blitzte auf, es leuchtete über den Arbeitstisch, bis die graue Morgendämmerung über die Dächer kroch. Da legte der Mann eine Decke über sein halbvollendetes Werk und warf sich angekleidet aufs Lager.

In merkwürdig klarem Traum stieg sein eigen Bild, sein eigen Schicksal vor dem inneren Auge des Schläfers auf. Er, der ruhmgekrönte junge Meister, sitzt im großen Konzertsaal vor dem Flügel und träumt, des jubelnden Beifalls noch nicht achtend, weitere fünf Minuten den Klängen des Esdurkonzerts von Beethoven nach. Aber was noch vor ihm liegt, schwellt ihm das Herz einer himmelhohen Erwartung entgegen. Und nun kommt's: Das Orchester setzt ein, dann er auf dem Flügel. Seine neue Tondichtung, das Konzertstück in einem Satz, durchhallt den Raum. Er spielt und spielt. Kein Laut stört die Klänge. Da spürt er den Rausch des Sieges schon im voraus. Ehrgeiz, Größenwahn, Eitelkeit füllen seine Seele, verdrängen die Kunst. Ihm ist, als müsse er ersticken. Alle Mannes- und Künstlerkraft will er zusammennehmen, aber — sein eigen Werk entgleitet ihm, keinen Akkord, keine Tonfigur kann er fassen. Seine kalten Finger liegen gespreizt auf den verstummten Tasten ... Stecken geblieben, elend und jämmerlich stecken geblieben ist der Meister, hinabgestürzt aus dem Himmel in der Hölle Grund! Dann kommt die lange Krankheitsnacht und bald darauf die Überführung in das Haus des Wahnsinns. Dort das Versinken in dumpfe Pein, da ihn die Nachricht traf vom Sterben seines jungen Weibes. Freilich gelingt es ihm, nach sechs Jahren der Anstalt zu entrinnen, aber wozu? Um außerhalb seines eigenen Elements sein Stücklein kärglichen Brotes unter falschem Namen zu erwerben als Einsiedler...

Der Träumer hat sich und sein eigen Schicksal gesehen, er ist frei geworden. Gestärkt erwacht er aus tiefem Schlafe und grüßt froh die Sonne, welche den Raum durchflutet. Und wieder geht er an die Arbeit. Immer reiner und leuchtender wird der Schliff, immer hemmungsloser geht die Arbeit vonstatten. Als am Nachmittag drüben die erste Violine gestimmt wird, ist die letzte Feilung an seinem Werke geschehen. Er hebt es zwischen den Fingern empor, stößt einen Laut des Entzückens aus und stellt es vor sich auf die dunkelgrüne Decke. Nicht ein Fahrzeug, sondern eine halb liegende schlanke und vielsaitige ägyptische Harfe stellt das Kunstwerk dar, eine Harfe, wie sie aus den Pharaonengräbern auf die Nachwelt gekommen sind ...

Er schaut sie an und läßt auch keinen Blick von dem Bildwerk. Mit Wucht setzt drüben das Orchester ein. Er legt die Hände vors Gesicht und fühlt jeden Nerv beben. Der Flügel singt mit Zaubergewalt. S e i n e Tondichtung ist's, die da erklungen und jetzt verklungen ist. Da greift er nach seinem kristallenen Bildwerk, zerschmettert es zu seinen Füßen und stürzt hinaus.

Er tritt nach wenigen Minuten in den Musiksaal, den die Orchesterspieler soeben verlassen haben.

Noch sitzt die junge Pianistin am Flügel, den erklärenden Worten ihres Lehrers, des Direktors, lauschend. Beide schauen auf den Ankömmling. Der tritt an den Nachbarflügel und sagt mit unwiderstehlicher Macht: „Noch einmal! Ich werde den Orchesterpart am zweiten Klavier spielen." Nun erklingt unter seinem sicheren Griff die Einleitung zu seinem Konzert in einem Satz. Die Spielerin fällt ein und läßt sich führen und tragen vom Verständnis des Meisters.

„Meister Reinhold, alter Freund, endlich willkommen!" ruft der Direktor. „Wir haben einander vorgestern doch erkannt. Aber das Herrlichste bringt euch beiden der nächste Augenblick. Sieh her, dein Kind, deine Tochter! Und du, Angelika, hast den Vater schon erkannt. Deine Tränen verraten es ... Bei uns, alter Freund, ist sie, die Verwaiste, aufgewachsen und jetzt die beste Schülerin unserer Anstalt. Ihre Geburt kostete der Mutter das Leben ... Also nochmals willkommen im alten eigenen Element!"



Bunte Chronik



* **Die Ausgrabung der Agora**, des M i t t e l p u n k t e s von A l t - A t h e n, steht bevor. In „Science Service", Washington, berichtet Prof R. V. D. Magoffin, der Präsident des „Archaeological Institute of America", über die Verhandlungen, die bisher stattgefunden haben. Voriges Jahr machte Prof. Ewaed Capps, der Leiter des Arbeitsausschusses der Amerikanischen Schule für klassische Studien zu Athen, der griechischen Regierung im Auftrage der amerikanischen Regierung den Vorschlag einer gemeinsamen großzügigen Inangriffnahme des Ausgrabungswerkes. Die Bedeutung des Unternehmens kann vom historischen und vom künstlerischen Standpunkt aus gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man darf hoffen, in das bürgerliche Leben, das sich in der „City" von Alt-Athen abspielte, neue und umfassende Einblicke zu gewinnen. Da das Gelände auch heute vollständig bebaut ist, müssen die Grabungskosten einschließlich der Entschädigungen für die jetzigen Besitzer natürlich ganz ungeheuer sein; sie gehen jedenfalls durchaus über die finanzielle Kraft Griechenlands. Man einigte sich dann im Vorjahre dahin, daß die Vereinigten Staaten die Kosten der Häuserankäufe und der eigentlichen Grabung tragen sollten, während die griechische Regierung das zu enteignende Land ankaufen sollte. Später stellte sich heraus, daß Griechenland auch wohl diese Last nicht tragen könnte. Sie soll deshalb einstweilen, das heißt bis zu einer Kräftigung der griechischen Währung, auch von Amerika übernommen werden. Durch Mitwirkung der griechischen Regierung soll aber dafür gesorgt werden, daß für Land und Häuser keine Phantasiepreise zu zahlen sind. Trotzdem werden sich die Kosten auf Millionen Dollar belaufen, Tausende von Athenern werden ihr Heim räumen müssen, ganze Arbeiterbataillone haben für 50 Jahre zu tun, um das Werk durchzuführen, an dem zwei Generationen von Archäologen mitzuwirken haben. Die Aufarbeitung des zu erwartenden Materials wird sich aber über noch längere Zeiträume erstrecken. — Leider sagt Prof. Magoffin in seinem Berichte gar nichts darüber, wie man sich denn die Verteilung jenes Materials denkt; denn aus rein wissenschaftlichem Interesse werden die Amerikaner diese ungeheuren Ausgaben nicht machen. Es ist wohl einer der vielen amerikanischen Versuche, Tradition wie eine Ware zu kaufen. Von einer Beteiligung europäischer Nationen an dem Werke verlautet nichts. („Umschau.")

* **Eine Diva gesucht.** Vor Monaten schickte eine bekannte Filmgesellschaft zehn Mann los, jeden mit zehn Briefen bewaffnet, die also lauteten: „Pardon! Gnädigste haben ein Filmgesicht. Wir bitten Sie höflichst, am .. Juni sich in unserem Atelier vorstellen zu wollen, falls Sie ein Interesse haben, in kurzer Zeit ein berühmter Filmstar zu werden." — Diese zehn Briefe sollte jeder der Zehn bei zehn Frauen oder Mädchen hinterlassen, die ihm als Diven geeignet schienen. Von diesen 100 Auserwählten erschienen nur 76, der Rest schrieb beleidigte und empörte Briefe, drohte mit der Staatsanwaltschaft wegen Belästigung, Mädchenhandel usw. Eine bat um Terminverschiebung, da sie an diesem Tage gerade heiraten wolle, eine schrieb ab, da sie seit Jahren bereits als berühmter Filmstar über die Leinwand wandert. „Von den erschienenen 76 waren 20 „unecht"; sie hatten sich die Briefe von Freundinnen geborgt. 14 wurden als nicht in Frage kommend (kein Filmgesicht) ausgemerzt, 17 abgeschoben, da ihr Typ zu sehr denen der Porten, Nielsen, Dagover, Putti glich. Von den restlichen 25 wählte man nach sorgfältiger Prüfung schließlich acht aus, die sofort engagiert wurden. Einige spielen kleine Rollen, eine einzige aber ist schon Star geworden, mimt die Hauptrolle eines Großfilms, der demnächst erscheint. Von 100 sieben Auserwählte und ein Star! Das ist immerhin ein ganz guter Prozentsatz.

* **Zur Erforschung der Meeresströmungen**, hat das amerikanische Marineministerium 10 000 versiegelte Flaschen ins Meer werfen lassen. Jede Flasche enthält ein Schreiben, in welchem der Finder gebeten wird, den Fundort der Flasche dem Marineministerium anzuzeigen. Die eingelaufenen Mitteilungen werden verarbeitet, um als Grundlage für eine neue Seekarte zu dienen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.